

## Weihnachten?

**Erich Loest** war ein bedeutender Vertreter der realistischen deutschsprachigen Literatur der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts. In seinen Romanen und Erzählungen beschäftigte er sich auch mit historischen und legendären Gestalten seiner sächsischen Heimat, wie etwa dem Volkshelden Karl Stülpner. Seit Ende der 1980er Jahre war Loests Thema vor allem die deutsche Teilung und Wiedervereinigung sowie die Geschichte der Stadt Leipzig. Sein Drehbuch (später Roman) „Nikolaikirche“ wurde als erfolgreicher Fernseh-mehrteiler verfilmt. Neben seinen politischen Romanen hat Loest auch zahlreiche Kriminalromane und Reisefeuilletons verfasst.

Der nachstehend abgedruckte Beitrag ist ein solcher imposanter Bericht. Sein 2011 erschienenes Buch *Man ist ja keine Achtzig mehr* enthielt Tagebucheinträge von August 2008 bis September 2010. Loest war bis zu seinem Tod Mitglied der Else-Lasker-Schüler-Gesellschaft. Am 12. September 2013 starb er.

Wir haben es in den letzten Jahren schon öfter so schreiben müssen: „wir werden ihn (sie) nicht vergessen“. Dazu gehört, neben vielen anderen, auch Dagmar Kolata („Meine Irische Arche Noah“). Und neben ihr und Erich Loest auch der sprachgewaltige **Rainer Schauer**, der alleine 98 Beiträge für die Wochenzeitung DIE ZEIT schrieb.

Sein Beitrag hier bot sich aus denselben „geographischen Gründen“ an – wir waren schon des Öfteren auf Achill Island, so auch in dieser Ausgabe. So wie die beiden abgedruckten Autoren hat auch diese Insel etwas Magisches an sich. Es ist eben nicht nur der Name Heinrich Böll mit ihr verbunden.

### Und wir kommen ihm nach, unserem Versprechen eines ehrenden Gedenkens.

Allen Leserinnen und Lesern wünschen wir auch an dieser Stelle nochmals ein besinnliches Lesevergnügen. Und weisen auf die sechs Seiten im Anschluss daran hin: Weihnachten sieht für die Tiere in Avalon (County Galway) weniger gut aus.



*Verlag & Redaktion*

## Rainer Schauer Die verlorene Insel des Heinrich B.

„So muß es gewesen sein: Der Deutsche mit den guten Augen, über denen die Brauen dicht wuchern, bestellte das letzte Glas Guinness bei Mike, beglich die offenstehenden Rechnungen im Kramladen an der Hauptstraße, sah am Morgen noch einmal auf die sichelförmige Bucht und den weiten Dünenstrand und bestieg dann das Auto in Richtung Westport. Vielleicht stieg damals, als der Mann aus Deutschland ging, noch eine dünne Rauchfahne aus dem Kamin, in dem die brikettförmigen Torfstücke verglühten. Die Nächte sind kalt im irischen Westen, wo immer „land’s end“ ist und die naßkalten Winde vom Ozean her die Haut zum Frösteln bringen...

Achill Island ist immer noch still und schön und einsam, wenn die Frühjahrs- oder Herbststürme den Atlantik peitschen und tiefhängende Wolken über das Moorland jagen. Oder wenn an ruhigen Sonnentagen sich ein hoher Himmel in den Tümpeln und Seen spiegelt und die geschlossenen Fensterläden andeuten, daß es noch viel Zeit bis zur Saison ist.

Mike Lavelles, Besitzer des kleinen Gasthauses und der Bar „Lavelles Seaside House“, kennt sie alle, die an seiner Bar sitzen, die paar Farmer, die noch übriggeblieben sind, ihre Töchter und Söhne, die in London arbeiten und „sogar in Afrika“, die Fremden, die sich eingekauft haben auf Achill Island, und auch die, die geblieben sind...

Getrunken habe „Henry Boll“ nicht. Da seien die irischen Dichter von anderem Schrot und Korn. „Hast du von Brendan Behan und Margaret Barry, der Trinker-Frau, gehört?“ Und dann erzählen Mike und Paddy schöne Geschichten vom Suff, von Margaret, der Zigeunerin aus dem Anhang des Rebellen Behand. 22 Pints konnte sie in sich hineinschütten. Da lag Behand schon längst unter dem Tisch. Jetzt ist Margaret 70, und Behand soff sich 1994 zu Tode.

Dann ist es still in der Bar. Regen hat eingesetzt und trommelt gegen die Fenster. Im Kamin glühen die Torfbriketts, und Mike wischt wie automatisch immer wieder über den Holztresen, auf dem das dunkle Guinnesss klebrige Ränder hinterlassen hat...

Achill Island erwähnen die Reiseführer überhaupt nicht, und wenn,

dann in ein paar Zeilen, wenn die Sonne scheint. Wegen der Aussicht von den schmalen Panoramastraßen. Als ob die Seele einer Landschaft vom Wetter abhängig wäre...

Dooagh, unten an der Südküste, ist ein Dorf, das lebt. Hier sieht der Reisende keine verlassenen Häuser und Ruinen, sondern eine menschliche Siedlung am weiten Keem-Strand, die wie kaum eine andere in Irland ihren Charakter bewahrt hat: Die Häuser hinter roten Fuchsienhecken sind dreikaminige Cottages, so wie sie schon immer in dieser Gegend gebaut wurden. Die Fensterrahmen und Türstöcke sind in Rot und Blau und Grün gestrichen, statt flächengroßer Glashöhlen zeigen Sprossenfenster die anheimelnde Intimität nicht vorfabrizierter Architekturelemente. In Dooagh gibt es nur wenige Flachbau-Bungalows, wie sie überall in Irland die traditionsreiche Cottage-Bauweise verdrängen. Dooagh ist auch das Dorf der wütenden Hunde. Blinzelnd liegen sie am Straßenrand, lassen sich streicheln, kraulen und schnuppern freundlich am Hosenbein. Aber wehe, wenn sich nur ein Autoreifen zu drehen beginnt. Dann greifen die Hunde wie von Sinnen das Gummirad an, als gelte es fremde Einflüsse aus dem Dorf zu verscheuchen. Die menschenfreundlichen Hunde bleiben zurück, blinzelnd in der Sonne liegend, bis das nächste Auto kommt...

Dieses Land ist großzügig mit den Fremden. Achill Island an der Südküste unweit von Dooega ist so ein Landstrich für jene, die den Wind hören wollen und das Kreischen der Möwen und die Brandung gegen die Riffe und Klippen. Dahinter zieht sich das Moor menschenleer bis in die Berge hinein. Jetzt sind die Farne braun, und das Heidekraut blüht blaßrosa. Eine braune Küste. Und eine gefährliche Küste. Die grünen Graszungen, die über den Klippen wachsen, sind schlüpfrige Rutschbahnen, auf denen es kein halten mehr gibt, wenn man fällt. Aber das ist auch ein Stück Freiheit, ohne Bevormundung durch Zäune und Verbotsschilder seinen eigenen Weg gehen zu können. In Irland, auf der Insel der Heiligen, wird es schon einen geben, der seine schützende Hand über den Fremden hält...

Die Neuzeit kam für Achill Island, als 1988 eine Drehbrücke vom Festland zur Insel gebaut wurde. Sie tut noch heute ihren Dienst. Irgendwann in den unruhigen siebziger Jahren muß Heinrich Böll über die Eisenkonstruktion gefahren sein. Vielleicht hat er einen Blick zurückgeworfen, ohne Zorn, aber mit Resignation. Die Un-

schuld der frühen Jahre gab es nicht mehr. Es kamen die reichen Leute aus Köln und Hamburg, München oder Frankfurt, Hochseangler, Grundstückskäufer, ein bißchen Aussteiger, ein bißchen Spekulant. Solche Nachbarschaft ist nicht jedermanns Sache. Dann ist es besser zu gehen, bei Mike das letzte Guinness zu trinken, die Rechnungen im Dorfladen zu bezahlen, den irischen Freunden auf Wiedersehen zu sagen. Ja, so ungefähr könnte es gewesen sein.“

*(Text von Rainer Schauer; gekürzt übernommen aus DIE ZEIT Nr. 49 vom 30. November 1984; übertitelt: „Die verlorene Insel des Heinrich B. – Wenn der Winter beginnt, verweht allmählich der Geruch der Frittenbuden, und es riecht wieder nach Grünkohl auf Achill Island“)*



## Erich Loest Schon kichert die nächste Wolke

„Man erinnert sich: Im ‘Irischen Tagebuch’ schrieb Heinrich Böll: „Nun haben die Iren eine merkwürdige Gewohnheit; wenn der Name der Provinz Mayo genannt wird (sei es lobend, tadelnd oder unverbindlich), sobald der Name Mayo fällt, fügen die Iren hinzu „God help us!“. Es klingt wie die Antwort in einer Litanei: „Herr, erbarme dich unser!“.

Die Provinz Mayo war eine der Hungerkammern im Armenhaus Irland, und Böll war siebenunddreißig. „Der Zug war beängstigend leer geworden. Achtzehn Personen zählte ich, wir allein waren sechs davon, und es schien uns, als führen wir schon eine Ewigkeit durch Torfhalden, Moor, und noch immer nicht war das frische Grün des Salats zu sehen, nicht das dunklere der Erbse oder das bittere der Kartoffel. Mayo, flüsterten wir leise. God help us!“ Das war Mitte der fünfziger Jahre; da legte Gott einen weiteren Schöpfungsnachmittag ein und schickte den Massentourismus hinab auf seine alte Erde, und auch Mayo bekam eine handvoll ab. Mayo wurde rasch zum Wochenendausflugsziel der Dubliner, es

galt bald eine Ferienreise wert für Lufthungrige aus London, Liverpool und Birmingham. Iren, deren Vorfahren nach den USA oder Australien ausgetrieben worden waren, stillten Sehnsucht nach den Wurzeln, denn arm ist der dran, der nicht weiß, woher seine Urväter stammen und woher er seine roten Haare hat. Gott half Mayo, und Mayo half sich, und so entstanden an der Straße, auf der Böll mit zwei Frauen und drei Kindern im Bus fuhr, Hotels und Bars und Pubs und Imbißstuben; Ferienhäuser wurden schlüsselfertig offeriert, die Bauern an den Straßen und Stränden beratschlagten lange mit ihren Frauen, dann bauten auch sie und stellten B. & B.-Schilder an den Zaun: Hier kann man ein Bett und ein Frühstück haben für vergleichsweise geringes Geld, derzeit für etwa acht irische Pfund – man multiplizierte mit 3,25 um den DM-Wert zu erfahren. Mayo erlebte sein Bauwunder. Es ist nicht übertrieben: 90 Prozent aller Häuser in Mayo außerhalb der Städte entstanden, als die Bölls wieder fort waren...

Durch Achill Sound rollte vor dreißig Jahren der Bus, ein paar Fischerhütten waren das, zwei alte Läden, zwei Pubs. Heute stehen hier ein Hotel, „McHugh's Bar and Restaurant with Music, Sing-Song and Dancing“, mancherlei noch und „Alice Harbour Inn“, das ist nicht viel anders als manches auf Schnelligkeit der Abfertigung eingerichtetes Lokal in einem bundesdeutschen Ferienort zwischen Husum und Lindau...

Ein Dezenium lang freute sich das Fremdenverkehrsgewerbe in Mayo über Zuwachsraten von jährlich mehr als zehn Prozent, das ist die Marke, die Banker frohlocken läßt. So ließ sich auch James beraten, der kluge Viehfarmer, und redete ausgiebig mit Ann, seiner tatkräftigen Frau. Jetzt steht da ein weißschimmerndes zweistöckiges Haus mit sechs Doppelzimmern, Duschbad, Wannendbad, Klo, Speise- und Aufenthaltsraum. Die beiden begannen mit B. und B., seit einem Jahr sind sie in die nächste Stufe gehoben, werden als „Farmhouse“ geführt und dürfen auch eine Abendmahlzeit reichen. Keinen Alkohol allerdings, streng sind die Bräuche. Welchen Sprung haben die beiden in wenigen Jahren gemacht! Sie lernten mit Krediten und Gästen umgehen. Lernten das Zimmer richten, servieren, kassieren, Freundlichkeit auch dann bewahren, wenn ein Gast endlich nachts um Zwölf eintrudelt und Tee verlangt. Kochen – nun ja, Anns Salzmenge am Menu war genau richtig, aber warum in den Bohnen konzentriert, und nicht

ein Prislein davon am Fleisch? Ein paar Gewürze sollte man Ann nennen. Der Agent, der den Prospekt für die Farmhouse-Kette verschickt, verspricht trauliche Abende am Torffeuer – aber auch hier glimmt die leicht zu bedienende Spirale.

Zu allem sieben Kinder.

Man erinnert sich: Über Siobhan schrieb Böll, die am Klappenschrank bei der Post saß mit Augen wie Vivien Leigh. „Wie es auch sein wird, sie kann hierbleiben, und das ist eine unglaubliche Chance: Von ihren acht Geschwistern werden nur zwei hierbleiben können; einer kann die kleine Pension übernehmen, und ein zweiter kann dort, wenn er nicht heiratet mithelfen; zwei Familien ernährt die Pension nicht. Die anderen werden auswandern oder irgendwo im Lande Arbeit suchen müssen; aber wo und wieviel werden sie verdienen?“ Das änderte sich, der Bauboom – der vorbei ist – band kräftige Burschen, das Hotelgewerbe sog flinke Mädchen auf. Siobhan, so nehme ich an, das Mädchen mit den Filmdiva-Augen, heiratete den Jungen, der mit ihr am Klappenschrank wortkarg flirtete, sie bekamen sechs bis neun Kinder, von denen fünf bis sieben in Mayo Arbeit finden werden, wenn's nicht zurückgeht mit dem Fremdenverkehr. Denn nun gibt es keine Zuwachsraten mehr, in einem besonders nassen Sommer – kurz ist jeder Sommer ohnehin – bleiben manche Zimmer leer, die Krise wirft lange Schatten über Mayo. Wer auswandern will, muß weite Wege gehen, England selbst ist verstopft. Das Problem der Überbevölkerung verlor von seinem Schrecken, aber es starb nie, und nun hebt es wieder den Kopf.

Immer noch werden in Irland viele Kinder geboren; das Bild des Papstes hängt überall, und seine Worte gelten. Eine irische Mutter zahlt für jedes Kind mit zwei bis drei Jahren des eigenen Lebens, sie opfert mit ihren Zähnen, ihrer Haut, dem Glanz ihrer Haare. Eine Irin, die zwischen einem halben und einem Dutzend Kindern das Leben geschenkt hat, wirkt mit 35 wie eine Einzelkindmutter bei uns mit 50; das ist nicht anders als bei uns zu Zeiten unserer Großmütter.

„Für Minuten blieb die Landstraße leer, wenn das Auto gerade einen größeren Ort passiert hatte, und wieder sammelten sich die Tropfen: irische Schulkinder, sich schubsend, sich jagend; abenteuerlich gekleidet oft: bunt und zusammengestückelt, aber sie alle

waren, wenn sie nicht heiter waren, mindestens gelassen; so traben sie oft meilenweit durch den Regen...“ Heute fahren sie mit dem Schulbus. Irland steht, was das Einkommen anlangt, in der europäischen Kette weit hinten, seinen Kindern aber sieht das keiner an. Über die Straßen schrieb Heinrich Böll: “Ich empfand es als Blasphemie, als jemand in Deutschland mir einmal sagte: Die Straße gehört dem Motor. In Irland war ich oft versucht zu sagen: Die Straße gehört der Kuh, tatsächlich werden die Kühe so frei zur Weide wie die Kinder zur Schule geschickt; herdenweise nehmen sie die Straße ein, drehen sich hochmütig nach dem hupenden Auto um, und der Autofahrer hat hier Gelegenheit, Gelassenheit zu üben und seine Geschicklichkeit zu erproben...“ Ein wenig später: “...jedenfalls gehört die Straße nicht dem Motor.“

Doch, sie gehört. Alle Städte sind, da kaum Umgehungsstraßen gebaut wurden, zu beinahe jeder Tageszeit heillos verstopft mit Autos jeglicher Art und oft stattlichen Alters. Dazwischen Fußgänger, Mütter mit vier, sechs Kindern. Parkendes Blech überall. Die Beschilderung ist vielleicht gar nicht so schlecht, aber jedermal versperren zwei Busse oder ein dreistöckiges Wohnmobil den Hinweis, nach dem der Ortsunkundige schwitzend späht. Zernarbt sind die Autos vom Geschiebe und Gepresse wie langdienende Kriegselefanten, Lampenglas splittert nicht so schlimm. Dublin ist die Hölle, Galway kommt gleich danach. Tausend Amerikaner in japanischen Leihwagen in Limerick – kein Verkehrspolizist weit und breit, irgendwann wird sich’s lösen, spätestens im Herbst, wenn die Touristen fort sind. Nicht so schlimm. „Wem die Straße gehört, ist in Irland noch lange nicht entschieden.“ Doch, es ist. Weit draußen zwischen den Weilern herrscht gelegentlich einmal ein Kuhtrupp, der von einer Weide zur anderen schlendert, naschend am Wegesrand. Der Junge, der mitbummelt, denkt gar nicht daran, den Stecken zu heben, bloß weil ein Auto nicht weiter kann. Aufregung schadet der Milch. „Als Gott die Zeit gemacht hat, hat er viel davon gemacht.“ Was sind schon fünf Minuten. Überall sonst aber hat das Auto gesiegt.

Und Esel, diese Melancholiker, die aussehen, als wären sie bei allem dageblieben seit der Erschaffung der Welt. Herr Jesus ritt auf einem Esel, ein Esel wird’s dem anderen weitergesagt haben bis heute. Hier und da karren sie Torf aus dem Moor vor’s Haus,

hier und da die Milchkanne zur Sammelstelle. Neun Bauern preschen mit dem Auto hin, einer zockelt mit dem Esel. So hat der Großvater noch seine Beschäftigung und kann beim Warten auf den mächtigen blinkenden Milchtransporter am Schwatz teilhaben. Für den Rest des Tages begnügt sich der Esel mit etwas Weide. Die anderen Bauern blechen fürs Benzin, vielleicht werden auch sie nach der nächsten Ölpreisexplosion wieder auf den Esel kommen. Manchmal schreien sich die Grauen über die Hügel hinweg ihren Gruß zu wie Hähne im Morgengrauen. Sei klagen sich ein Leid, welches, ist schwer zu entschlüsseln. Ein wurzlicher alter Mann trug Torf in steiler Kiepe – Photomodell, Hochformat. Allradgetriebene Vielzweckfahrzeuge mit senkrecht gestellten Mähbalken brummen die Straßen entlang und scheren den Hecksensaum. Die Fuch siensträucher in ihm blühen und blühen, hoch wie Kirschbäume, dazwischen Rhododendron, Esche, Erle, Rottorn und die alles umgreifenden Krakenarme der Brombeere. Eine neue Grünschattierung ist seit fünfzehn Jahren etwa im Vormarsch, die der Fichten und Kiefern, denn es wird von Staats wegen aufgeforstet, hier ein Fleck, dort ein Streifen den Hang hoch, nördlich von Mayo eine weite Talfläche, kilometerlang und-breit. Noch sind es Tupfer. In diesem Wäldern wachsen im Herbst die Pilze wie verrückt.

Als besessene Kinogänger schilderte Heinrich Böll die Iren – das Fernsehen ließ auch dort die Kinos sterben. Ganz Irland saß kürzlich vor der Röhre, als James Last – eine Großmutter war Irin, hab ich das richtig verstanden? – bei einem gewaltigen Volksfest aufspielte, einem Folklorefestival aller Grafschaften. Jeweils einer der Musikusse streifte sich ein Trikot in den Grafschaftsfarben über – frenetische Beifall! –, dann erklangen die örtlichen Weisen, und das Publikum sang mit, wiegte sich mit erhobenen Händen. Wettstreit der besten Torfstecher! An die zehn Kriterien beachtete die Jury, von der Geschwindigkeit des Zweierteam über die Gleichmäßigkeit der Ziegel und die Sauberkeit der Wand hinterher bis zu deren Muster. Wer ist Irlands flinkster Windelaufhänger? Da hatten die Frauen aber mal was zu lachen! Dabei flattern wenig Windeln von Irlands Leine, dafür liegen mächtige Pampers-Packungen in so manchem Auto, das sich vom Einkauf heimwärts trollt. Wie lange die Last-Mannen wohl geübt hatten mit ungewohnten Instrumenten und einem ihnen fremdartigen Sound?

Sogar die Dudelsäckler kamen aus den Last-Reihen. Ein Glücksabend für meine freundlichen Gastgeber, an dem ich für sie keine sonderliche Rolle spielte; Last, not Loest. Ganz Irland hatte Rührungstränen in den Augen und blieb auf bis spät in die Nacht.

Kollege Heinrich Böll, eines hätte dich gefreut, könnte ich dir's noch erzählen: Kein einziges Mal in drei Wochen piff ein Düsenjäger über mich hin, ich sah keine Kaserne und nur einmal wenige Soldaten: behelmt schauten sie aus den Luken zweier gepanzerter Straßenfahrzeuge, das war nahe der nordirischen Grenze. Daß es Militär auf der Insel gibt, beweisen Briefmarken, die den Einsatz des irischen Kontingents in der UN-Friedenstruppe würdigen. Die 22-Pence-Marke für eine Postkarte in die Bundesrepublik erinnert an die Aktion im Kongo 1960. Zu deiner Zeit, verehrter Kollege, kostete derselbe postalische Dienst noch fünf Pence. Der Staat ist wenig sichtbar. Hier und da melden Schilder: Hier forstet der Staat auf. Alle Zeitungen rügten auf der ersten Seite, der Ministerpräsident - Sie wissen, wie er heißt? - habe in einem Hotel ein Zimmer gebucht, dies aber rückgängig gemacht, nachdem er feststellen mußte, daß der Hotelier einer Oppositionspartei angehörte. Welch miserabler Stil!, so wetterten die Kommentatoren. Man stelle sich vor, ein Schwergewicht im lila Anzug träte bei uns an die Rezeption und sagte: "Guten Tag, mein Name ist Kohl, hätten Sie vielleicht..."

Eines ist natürlich geblieben, der Regen. „Der Regen ist hier absolut, großartig und erschreckend.“ In meinen drei Wochen regnete es drei Tage lang pausenlos, kein Tag blieb regefrei. Manchmal wechselte eine Viertelstunde Schauer mit einer Viertelstunde ohne Schauer, fünf Minuten davon schien die Sonne. Die ersten drei Regenminuten sind wild, sie genügen, einen zu durchnässen, der kein Schutzdach findet oder die Plane nicht sofort über den Kopf bekommt. Nach einiger Zeit lernt man es, eine heranjagende Wolke zu berechnen: dreißig Sekunden noch! Zwanzig Schauer pro Tag sind keine Seltenheit. Auch die, die vom Sattel aus Irland genießen, müssen damit rechnen, die tapferen Radfahrer. Es sind nicht wenige, und zwei Drittel davon sind Mädchen. "Und wieviel Wasser sammelt sich über viertausend Kilometern Ozean, Wasser, das sich freut, endlich Menschen, endlich Häuser, endlich festes Land erreicht zu haben, nachdem es so lange nur ins Wasser, nur in sich selbst fiel. Kann es Regen schließlich Spaß machen, nur

immer ins Wasser zu fallen?" Nun prasselt er auf irische, englische, französische, deutsche Mädchen, auf die Straße und füllt die Schlaglöcher, auf die Schafe, die sich hinter den Farn kauern, auf Kühe und Esel, die der Bö den Hintern zudrehen, ins Moor, auf die Hecken, das Blechdach. Dann hört der Regen plötzlich auf. Zwischen den Bergen westlich kichert schon die nächste Wolke. „Es gibt diese Irland: wer aber hinfährt und es nicht findet, hat keine Ersatzansprüche an den Autor.“ So heißt es im Vorspruch. Es gibt das Böllsche Irland nicht mehr, aber wer Ansprüche an ein friedfertiges, warmherziges, wunderschönes Stück Literatur erhebt, der genießt bei der Lektüre noch immer. Italien ist ja auch anders als zu Goethes Reisezeit, Swinemünde verwandelte sich seit Fontanes Kindertagen. Als Heinrich Böll gestorben war, suchten französische Journalisten nach seinem besten, wirkungsvollsten Werk. Sie konnten sich nicht einigen. Sein liebenswertestes Buch aber, da fiel ihnen Übereinstimmung leicht, sei sein „Irisches Tagebuch“. Es liest sich nirgends besser als auf der Insel an einem Wind- und Wetterabend. Den Torf bitte immer einmal nachlegen. Man kann natürlich auch Whiskey dazu trinken“.

*Erich Loest war Schriftsteller und lange Vorsitzender des Verbandes deutscher Schriftsteller VS. Dieser Beitrag entstammte der SZ (Süddeutsche Zeitung) Am WOCHENENDE Nr. 242 vom 19./20. Oktober 1985 und wurde seinerzeit vom irland journal geringfügig gekürzt.*



## Maeve Binchy Ein typisch irisches Weihnachtsfest

Alle im Büro wollten Ben zu Weihnachten einladen. Er war schon ganz erschöpft davon, ihnen beibringen zu müssen, daß es ihm wirklich gut ging.

Weder sah er gut aus, noch hörte er sich gut an.

Er war ein großer, trauriger Mann, der im vergangenen Frühjahr die Liebe seines Lebens verloren hatte.

Wie sollte es ihm auch gut gehen? Alles erinnerte ihn an Helen: Leute, die in Restaurants auf andere zuflogen, Leute, die Blumen im Arm hatten, Leute, die einen Abend zu Hause, einen Abend außerhalb Haus verbringen wollten.

Für Ben würde Weihnachten scheußlich werden.

Also fanden sie alle einen Vorwand, ihn zu sich einzuladen.

Zu Thanksgiving war er bei Harry, Jeannie und ihren Kindern gewesen. Sie würden es nie erfahren, wie lange ihm die Stunden vorgekommen waren, wie trocken der Truthahn, wie fade der Kürbiskuchen, im Vergleich zu damals, mit Helen.

Er hatte gelächelt und sich bedankt und versucht, sich am Gespräch zu beteiligen, doch sein Herz war bleiern gewesen.

Er hatte Helen versprechen müssen, nach ihrem Tod unter Menschen zu gehen und nicht zum Einsiedler zu werden, der den ganzen Tag und viele Nachtstunden durcharbeitete.

Sein Versprechen hatte er nicht gehalten.

Aber Helen hatte ja auch nicht ahnen können, wie schwer es ihm ankommen würde.

Sie hatte nicht ahnen können, wie die Messer des Verlusts in ihm wühlten, als er mit Harry und Jeannie am Essenstisch saß und sich erinnerte, daß seine Helen im Vorjahr noch gesund und munter gewesen war, ohne einen Schatten der Krankheit, die sie hinweggerafft hatte.

Ben konnte Weihnachten wirklich nirgendwo hingehen. Das war immer ihre ganz spezielle Zeit gewesen, wenn sie stundenlang den Baum schmückten und sich dabei immer wieder lachend in die Arme fielen. Helen erzählte ihm Geschichten über die hohen Bäume in den Wäldern ihres heimatlichen Schweden, und er erzählte ihr Geschichten über die Bäume, die sie in den Läden von Brooklyn gekauft hatten, spät am Heiligabend, wenn alle anderen Kunden ge-

gangen waren und die Bäume nur noch halb so viel kosteten. Sie hatten keine Kinder, aber die Leute sagten, daß sie sich deswegen nur um so mehr liebten. Es gab niemanden, der ihre Liebe mit ihnen geteilt hätte, aber auch keinen, der sie davon ablenkte. Helen arbeitete ebenso schwer wie er, und doch schien sie immer noch genügend Zeit zu haben, um Kuchen und Mehlspeisen zu backen und den Räucherfisch in einer besonderen Tunke zu marinieren. „Ich will sichergehen, daß du mich nie wegen einer anderen Frau verläßt ...“, hatte sie gesagt. „Wer sonst könnte dir zu Weihnachten so viele Gerichte bieten?“ Er hätte sie nie verlassen und konnte es nicht fassen, daß sie es war, die ihn an jenem hellen Frühlingstag verlassen hatte. Mit jedem anderen wäre Weihnachten in New York unerträglich. Aber so freundlich, wie sie alle waren, konnte er ihnen doch nicht sagen, wie sehr er ihre Gastfreundschaft verabscheute. Er würde so tun müssen, als wäre er verreist. Nur wohin? Jeden Morgen auf dem Weg zur Arbeit kam er an einem Reisebüro vorbei, in dem Bilder von Irland hingen. Er wußte nicht, weshalb er ausge-rechnet auf dieses Reiseziel verfallen war. Vermutlich, weil er mit Helen noch nie dort gewesen war. Sie hatte immer gesagt, daß sie Sonne brauchte – die armen frierenden Nordländer, die kaum je Sonnenschein hatten –, so mußte sie im Winter nach Mexiko oder auf die Karibischen Inseln. Und genau dorthin waren sie auch gereist, wo Helens blasse Haut sich golden färbte und sie so eng umschlungen spazierengingen, daß sie nie diejenigen bemerkten, die allein reisten. Sie mußten ihnen zugelächelt haben, dachte Ben. Helen war immer so großzügig und warmherzig zu anderen Menschen gewesen; mit Urlaubsgästen ohne Begleitung hätte sie sich bestimmt unterhalten. Aber er konnte sich nicht erinnern.

„Ich fliege über Weihnachten nach Irland“, sagte Ben entschieden. „Ein bißchen Arbeit und viel Erholung.“ Er sprach mit fester Stimme, so als wüßte er genau, was er vorhatte.

In den Gesichtern seiner Kollegen und Freunde las er Freude darüber, daß er Reisepläne schmiedete. Er wunderte sich darüber, wie leichtgläubig sie seine schlichte Erklärung aufnahmen. Einige Monate zuvor hätte auch Ben genickt und sich gefreut, daß alles so glücklich zusammenstimmte, wenn ihm ein Kollege gesagt hätte, er wolle aus geschäftlichen Gründen und zur Erholung nach Irland. Die Leute dachten eben nicht genauer übereinander nach. Er betrat das Reisebüro, um seine Ferienreise zu buchen. Die junge Frau hinter

dem Ladentisch war zierlich und dunkelhaarig, auf der Nase hatte sie Sommersprossen – Sommersprossen, wie Helen sie im Sommer bekam. Sonderbar, sie an einem bitterkalten Tag mitten in New York zu sehen. An ihrer Kostümjacke hatte sie ein Namensschildchen befestigt: Orla. „Das ist aber ein ungewöhnlicher Name“, sagte Ben. Er überreichte ihr seine Geschäftskarte mit der Bitte, ihm Broschüren und Informationen über einen Weihnachtsurlaub in Irland zuzuschicken. „Ach, wenn Sie nach Irland fliegen, werden Sie Dutzende von denen antreffen, falls Sie fliegen wollen“, sagte sie. „Sind Sie auf der Flucht oder was?“ Ben war verblüfft, damit hatte er nicht gerechnet. „Wieso fragen Sie?“ wollte er wissen. „Auf ihrer Karte steht, daß Sie Vizepräsident sind. Normalerweise haben solche Leute Angestellte, die die Reservierungen für sie vornehmen. Deshalb kommt’s mir wie eine Heimlichkeit vor.“ Sie hatte einen irischen Akzent, und ihm war, als wäre er schon dort, in ihrem Land, wo die Leute ungewöhnliche Fragen stellen und an der Antwort wirklich interessiert sind. „Es stimmt schon, ich will fliehen, aber nicht vor der Polizei, sondern vor meinen Freunden und Kollegen – die versuchen andauernd, mich in ihre Ferienpläne miteinzubeziehen, und dazu habe ich keine Lust.“ „Und wieso haben Sie keine eigenen Ferienpläne?“ fragte Orla. Er sprach so offen wie nie zuvor. Orla hörte ihm zu.

„Dann wollen Sie vermutlich keinen großen Rummel?“ sagte sie.

„Nein, nur ein typisch irisches Weihnachtsfest“, erwiderte er.

„So was gibt es nicht, genausowenig wie’s ein typisch amerikanisches Weihnachtsfest gibt. Wenn Sie in eine der Städte wollen, kann ich Ihnen ein Zimmer in einem Hotel reservieren, wo es ein Weihnachtsprogramm gibt, vielleicht auch einen Besuch auf dem Rennplatz, Tanzveranstaltungen oder Pubtouren ... Auf dem Land können Sie sich etwas aussuchen, wo’s eine Menge Sport und Jagden gibt, oder Sie könnten sich ein Cottage mieten, wo Sie überhaupt niemandem begegnen, aber das ist dann vielleicht doch etwas zu einsam für Sie.“

„Was würden Sie mir denn vorschlagen?“ fragte Ben.

„Ich kenne Sie ja nicht. Ich weiß nicht, was Ihnen gefallen würde, Sie müßten mir schon mehr von sich erzählen.“ Sie war unkompliziert und direkt.

„Wenn Sie das jedem Ihrer Kunden sagen, arbeiten Sie aber nicht sehr kosteneffektiv. Für eine Buchung brauchen Sie drei Wochen.“

Orla sah ihn beherzt an. „Das sage ich ja nicht jedem Kunden, sondern nur Ihnen. Sie haben Ihre Frau verloren, für Sie ist es anders, es ist wichtig, daß wir Sie an den richtigen Ort schicken.“ Das stimmt, er hatte seine Frau verloren, dachte Ben.

Seine Augen füllten sich mit Tränen.

„In eine Familie wollen sie also nicht?“ fragte Orla und tat so, als bemerke sie nicht, daß er nahe am Weinen war. „Es sei denn, ich fände jemanden, der genauso unnahbar und distanziert ist wie ich. Aber dann würden sie ja niemanden haben wollen.“ „Sie haben’s wirklich nicht leicht“, sagte sie voller Mitgefühl. „Der Rest der Welt kommt schließlich auch zurecht. Diese Stadt muß voll sein von Leuten, die jemanden verloren haben.“ Ben zog sich wieder in sein Schneckenhaus zurück. „Sie könnten bei meinem Vater wohnen“, schlug sie vor. „Was?“

„Wenn Sie bei ihm wohnten, würden Sie mir sogar einen riesigen Gefallen tun. Er ist nämlich noch viel unnahbarer und distanzierter als Sie, und Weihnachten wird er ganz allein sein.“ „Ja, aber...“ „Und er wohnt mit zwei großen Collies, die jeden Tag meilenweit am Strand ausgeführt werden müssen, in einem großen steinernen Bauernhaus. Und eine halbe Meile weiter gibt’s einen wunderbaren Pub. Aber er wird keinen Weihnachtsbaum haben, weil es außer ihm niemanden gibt, der ihn bestaunen würde.“ „Und weshalb sind Sie nicht bei ihm?“ Ben sprach mit der jungen Frau, der er nie zuvor begegnet war, ebenso direkt.

„Weil ich einem Mann aus meiner Heimatstadt bis hierher nach New York gefolgt bin. Ich dachte, er liebt mich, und alles würde gutgehen.“ Ben brauchte nicht danach zu fragen, ob es gutgegangen war, offensichtlich war es das ganz und gar nicht. Orla redete weiter.

„Zwischen meinem Vater und mir sind harte Worte gefallen, und jetzt bin ich hier, und er ist dort.“ Ben schaute sie an. „Aber Sie könnten ihn doch anrufen, oder er Sie?“

„So leicht ist das nicht, wir hätten beide Angst, daß der andere auflegt. Wenn man gar nicht erst anruft, kann einem das nicht passieren.“ „Dann soll ich also den Friedensstifter spielen?“ Ben hatte begriffen. „Sie haben ein nettes, freundliches Gesicht und Sie haben ja sonst nichts zu tun“, erwiderte sie. Die Collies hießen Sunset und Seaweed. Niall O’Connor entschuldigte sich und meinte, es seien die dümmsten Namen, die man sich vorstellen könnte, vor Jahren von seiner Tochter gewählt, aber einem Hund müsse man

die Treue halten. „Oder einer Tochter“, hatte Ben, der Friedensstifter, gesagt. „Wohl wahr“, sagte Orlas Vater. Sie gingen in der Stadt einkaufen und besorgten sich die Lebensmittel, die sie zu Weihnachten gern aßen, Steak und Zwiebeln, Schmelzkäse und erstklassige Eiscreme mit Schokoladenstückchen. Heiligabend gingen sie zur Christmette. Niall O'Connor erzählte Ben, seine Frau habe ebenfalls Helen geheißt, und gemeinsam weinten sie sich aus. Am folgenden Tag brieten sie ihre Steaks und erwähnten die Tränen nicht mehr. Sie gingen über die Hügel und erforschten die Seen, und sie besuchten die Nachbarn und hörten sich den neuesten Klatsch an. Das Datum seines Rückflugs hatte er offengelassen. „Ich muß Orla anrufen“, sagte er. „Sie ist Ihre Reiseveranstalterin“, sagte Niall O'Connor. „Und Ihre Tochter“, erwiderte Ben, der Friedensstifter. Orla sagte, in New York sei es kalt, aber es seien alle wieder bei der Arbeit, anders als in Irland, das vermutlich zwei Wochen lang völlig zum Stillstand gekommen sei. „Es war sehr schön, das typisch irische Weihnachtsfest“, sagte Ben. „Ich würde gern noch bleiben und ein typisch irisches Neujahr erleben ... was machen wir denn mit dem Ticket...?“ „Aber Ben, Sie haben doch ein offenes Ticket, Sie können fliegen, wann Sie wollen ... Weshalb rufen Sie mich denn nun wirklich an?“

„Nun, wir hatten gehofft, daß Sie kurz herkommen und Neujahr mit uns feiern könnten“, antwortete er. „Wer hat das gehofft...?“ „Sunset und Seaweed und Niall und ich, um nur vier zu nennen“, sagte er. „Ich würde sie ja alle an den Apparat holen, nur schlafen die Hunde gerade. Aber Niall ist hier.“ Er reichte Orlas Vater den Hörer. Und als die beiden miteinander sprachen, ging er zur Tür und betrachtete den Atlantik von der anderen Seite. Am Nachthimmel glitzerten die Sterne. Irgendwo dort draußen freuten sich jetzt wohl die beiden Helen. Er atmete tief ein, tiefer und freier, als er es seit dem Frühjahr getan hatte.

*Aus dem Englischen von Hans-Christian Oeser*

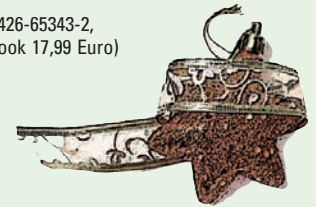
*(Diese Kurzgeschichte erschien im englischen Original unter dem Titel: A Typical Irish Christmas in: Ireland of the Welcomes, vol. 44 (1994), no. 6 (November/December).*

#### **In deutscher Sprache sind folgende Romane von Maeve Binchy im Knauer Verlag, München, erschienen und derzeit lieferbar (2013)**

- Das Weihnachtskind, gebundene Ausgabe 304 S., ISBN: 978-3-426-66354-7, Euro 9,95
- Das Weihnachtskind und andere Geschichten zur stillen Zeit, gebundene Ausgabe, 304 S., 978-3-426-65340-1, Euro 10,00
- Cathy's Traum, 736 S., Taschenbuch, ISBN: 978-3-426-62135-6, Euro 9,95
- Irische Freundschaften, 784 S., Taschenbuch, ISBN: 978-3-426-61452-5, Euro 8,95
- Wiedersehen bei Brenda, 512 S., Taschenbuch, ISBN: 978-3-426-62767-9, Euro 9,99
- Sommerleuchten, 816 S., Taschenbuch, ISBN: 978-3-426-51128-2, Euro 9,99
- Unter der Blutbuche, 432 S., Taschenbuch, ISBN: 978-3-426-61444-0, Euro 9,99
- Silberhochzeit, 350 S., Taschenbuch, ISBN: 978-3-426-61451-8, Euro 8,90
- Sommerleuchten, 816 S., Taschenbuch, ISBN: 978-3-426-51128-2, Euro 9,99
- Ein Haus in Irland, 672 S., Taschenbuch, ISBN: 978-3-426-61688-8, Euro 9,99
- Straße ins Glück, 464 S., Taschenbuch, ISBN: 978-3-426-63697-8, Euro 9,99
- Insel der Sterne, 384 S., Taschenbuch, ISBN: 978-3-426-63449-3, Euro 8,95
- Herzenskind, 480 S., gebundene Ausgabe, ISBN: 978-3-426-65270-1, Euro 19,99
- Wege des Herzens, 592 S., Taschenbuch, ISBN: 978-3-426-50425-3, Euro 8,99

#### **Angekündigt sind im gleichen Verlag:**

- Ein Cottage am Meer, 400 S., ISBN: 978-3-426-65343-2, erscheint am 03.03.2014, Euro 19,99 (als e-book 17,99 Euro)



### **Bernard MacLavery Ein Weihnachtsgeschenk**

McGettigan wachte am hellichten Mittag auf, taub vor Kälte. Am Abend zuvor hatte er vergessen, die Tür zu schließen, und sein Mantel war auf die Dielen hinabgeglitten. Er drehte sich auf dem Sofa um, zog sich den Mantel über und versuchte, ein Frösteln zu unterdrücken. Zu seinen Füßen lag eine dunkelgrüne Weinflasche, und als er die Hand ausstreckte, um das Gewicht der Flasche zu prüfen, zitterte sie. Er überlegte, ob er denn auch vorsorglich einen Tropfen aufgespart hatte, um sich am Morgen aufwärmen zu können. Aber die Flasche war leer, und er schleuderte sie in die Ecke zu den anderen. Beim Geräusch des Aufpralls zuckte er zusammen. Er erhob sich und knöpfte sich den einzigen Knopf an seinem Mantel zu. Die mittlere Partie hielt er mit den Händen zusammen, die er tief in den Taschen vergraben hatte. Als er auf die Straße hinausging, senkte er den Kopf und kämpfte gegen den Wind an. Er benötigte dringend etwas zum Aufwärmen. Er durchwühlte die Hosentasche, in der kein Loch war, und fühlte eine zerknitterte Pfundnote und eine ziemliche Menge Kleingeld. Er war versorgt. Niemand hatte ihn während der Nacht beklaut. Gestern hatte er von der Fürsorge sein Weihnachtsgeld ausgezahlt bekommen, und er besaß



genug, um sich heute auszukurieren, vielleicht hatte er sogar noch etwas für den Weihnachtstag übrig. Strannix' Bar lag hinter dem Gerichtsgebäude, nur etwa zwei Minuten von McGettigans Zimmer entfernt, aber heute kam es ihm wie eine kleine Ewigkeit vor. Sein dünner Mantel flatterte ihm um die Knie. McGettigan war so groß, daß er immer befürchtete, den meisten Wind abzubekommen. Als er die Tür zur Bar aufstieß, fühlt er sich von einer Woge aus Hitzedunst, Qualm und Branntweingeruch eingehüllt und umschmeichelt. Rasch suchte er den Tresen ab. Strannix war nicht dort. Nur Hughie, der Barmann, stand da – der war in Ordnung. McGettigan ging zum Tresen und blieb fröstelnd stehen. Wortlos stellte Hughie ihm einen Glühwein hin. McGettigan legte sein Geld auf die Marmorplatte, doch Hughie wehrte es ihm mit den Händen. „Fröhliche Weihnachten, alter Junge“, sagte er. McGettigan nickte, er konnte immer noch keinen Ton hervorbringen. Er nahm das dampfende Glas, trug es mit beiden Händen zu einer Sitzbank am hinteren Ende der Bar und wartete einen Augenblick, bis es sich abgekühlt hatte. Dann trank er es in einem Zug leer. Er spürte, wie sich seine Eingeweide entspannten und seine Schmerzen abzuklingen begannen. Er holte sich noch ein Glas, für das er aber bezahlte. Nach dem zweiten Glas waren die Schmerzen schon fast ganz vergangen, und er konnte seine langen Beine entknäueln, aufblicken und seine Umgebung mustern. Die Wanduhr zeigte kurz nach zwei, und in der Bar gab es eine ansehnliche Anzahl Gäste. Jetzt erst nahm er die Stechpalmenzweige wahr, die bunte Raumdekoration und das „Fröhliche Weihnachten“, das in weiß auf dem Spiegel hinter der Theke geschrieben stand. An der Theke selbst saß ein buntes Gemisch von Stammgästen und Leuten vom Gericht in Westen und Maßanzügen. Sie frotzelten, lachten und redeten miteinander, was nicht alle Tage vorkam. Wenn Strannix keinen Dienst hatte, konnte er es ja riskieren, sich an den Tresen zu pirschen. Man konnte nie wissen, wie einem geschah. An einem Tag wie heute konnte man auch schon mal freigehalten werden. Er stand lange da und lächelte über ihre Witze, doch als niemand von ihm Notiz nahm, bestellte er noch ein Glas Glühwein und ging an seinen Platz zurück. Komisch, er hatte ganz vergessen, daß es gar nicht mehr weit war bis Weihnachten. Für ihn verlief jeder Tag wie der andere. Vor langer Zeit waren die Weihnachtsfeste noch etwas Angenehmes gewesen. Es hatte eine Unmenge zu essen und zu trinken gegeben. Hähnchen, Gemüse und

Kartoffeln, alles im Verlauf einer einzigen Mahlzeit, die noch mit Rosinenpudding in Vanillesauce abgerundet wurde. Danach servierte Da, falls er nicht schon betrunken war; Glühwein. Im Kaminfeuer – das war noch so etwas: zu Weihnachten hatten sie immer ein Feuer brennen – erhitze er ein Schüreisen, bis es glühendrot war und, wenn er beim Herausziehen irgendwelche Staubfusseln berührte, weiße Funken versprühte, und tunkte es in den Flaschenhals. Den Wein reichte er in Tassen, auf deren Grund ein Teelöffel Zucker lag. Dann wußten sie, daß sie – wenn sie wollten, bis Mitternacht vor die Tür gehen und mit ihren neuen Spielsachen spielen durften, denn Ma und Da würden sich vollaufen lassen und in ihren Sesseln einnicken. Kam die Schlafenszeit, war das neue Spielzeug immer schon entzwei, aber auszumachen schien es ihnen nichts, konnte man doch immer noch etwas damit anfangen.

Das waren noch Zeiten gewesen. Aber es hatte auch schlechte Zeiten gegeben. Er erinnerte sich des Weihnachtstages, an dem er auf dem kalten Linoleumfußboden gelandet war und, nach einer Tracht Prügel, die Da ihm verabreicht hatte, von Kopf bis Fuß wund, in der Ecke vor sich hingewimmert hatte. Er hatte eine Krippenfigur vom Kaminsims gestoßen, und auf dem Feuerrost war der weiße Gips in tausend Stücke zersprungen. Da hatte die Krippe erst am Vortag erstanden, und angetrunken, wie er war, hatte er ihn mit dem Gürtel verdroschen – mitsamt Schnalle. Selbst jetzt noch konnte sich McGettigan nicht darauf besinnen, welche Figur es gewesen war. McGettigan war froh, daß er nicht verheiratet war. So konnte er sich vollaufen lassen, wann immer er wollte, ohne sich um Kinder sorgen zu müssen. Er war sein eigener Herr. Er konnte sich ein schönes Weihnachtsfest beschere. Er durchsuchte seine Taschen, nahm sein gesamtes Geld hervor und zählte es nach. Zum ersten Feiertag konnte er sich eine ganze Menge leisten. Es wäre besser; die Sachen für alle Fälle lieber jetzt schon zu kaufen und beiseite legen zu lassen. Womöglich konnte er sich sogar etwas zu essen verschaffen. Er ging zur Theke. Hughie beugte sich vor; um ihn im Lärm der Bar besser hören zu können. Als McGettigan ihn um Getränke zum Mitnehmen bat, erinnerte ihn Hughie daran, daß es erst halb drei sei. Darauf erklärte ihm McGettigan, er wolle die Sachen für Weihnachten. Drei große Flaschen Stout und drei Flaschen Wein. „Ist der recht?“ fragte Hughie und hielt lächelnd die billigste Weinsorte in die Höhe. Er packte die Sachen in eine Tüte, die er unter die

Theke stellte. „Wenn der Boss kommt, sagst du ihm, daß sie für mich ist“, bat McGettigan. „Wenn Strannix kommt, schmeißt er dich hochkant raus“, sagte

Hughie. Strannix war ein Geizhals, darin waren sich alle einig. Er haßte McGettigan. Dieser sei die Sorte Kunde, auf die er verzichten könne. Leute wie der brächten sein Lokal in Verruf. Damit meinte er; daß die Richter und Rechtsanwälte, die nur vom Teuersten und Besten tranken – und zwar eine gewaltige Menge – an jemandem wie McGettigan Anstoß nähmen. Um eines Pfennigwillen hätte Strannix seine eigene Großmutter erwürgt. Unter den Rechtsanwälten der Bar kursierte eine feststehende Redensart. Wenn ihnen ihr Whiskey serviert wurde, sagten sie: „Ich geb’ nur noch ein bißchen mehr Wasser hinzu.“ Strannix war ein ausgemachter Gauner. Nicht nur die Bar; sondern auch die meisten Häuser in den umliegenden Straßen gehörten ihm. Für seine Bude mußte McGettigan ihm die reinste Wuchermiete zahlen. Obwohl es ihm zuwider war; beglich er diese so pünktlich wie nur möglich, weil er sich an sein letztes bißchen Halt klammerte. Wenn man keine Bleibe mehr hatte, war man alle. Sein Zimmer war das letzte, was er einbüßen wollte. Jetzt, wo er sich entspannen konnte, holte er sich ein Stout. Als er wieder an seinen Platz ging, sah er Richter Boucher hereinkommen, dem die an der Theke Sitzenden im Chor ein „Frohes Weihnachtsfest“ entgegenbrüllten. Ein junger Rechtsanwalt, der ihm eben noch alles Gute gewünscht hatte, verdrehte die Augen und kicherte in seinen heißen Whiskey hinein. Richter Boucher war beleibt und hatte ein rotes Gesicht, das von einem Netz feiner, purpurfarbener Äderchen überzogen war. Er trug einen dicken Kamelhaarmantel und streifte sich ein Paar pelzbesetzte Handschuhe ab. Als McGettigan dem Richter das erste Mal begegnet war, war ihm gar nicht aufgefallen, daß dieser eine Glatze hatte, denn damals trug er seine Amtsperrücke und verdonnerte ihn wegen Trunkenheit und Erregung öffentlichen Ärgernisses zu drei Monaten Haft. Jetzt sah er, wie der Richter seinen ersten Gin-Tonic hinunterkippte; den Kopf hielt er dabei so weit zurückgeneigt, daß die Zitronenscheibe gegen seinen Schnurrbart purzelte. Er schubste das Glas zu Hughie hinüber, der ihm nachfüllte. Richter Boucher knackte mit den Fingergelenken, rieb sich die Hände und machte irgendeine Bemerkung über die Kälte. Dann zog er einen Zettel aus der Tasche und reichte ihn Hughie zusammen mit einem Bündel Geldscheine. Anscheinend spendierte

der Richter den Umstehenden eine Runde. Folglich stand McGettigan auf und trat an ihn heran. „Schönen guten Tag, Herr Richter“, sagte er. McGettigan war mindestens fünfzehn Zentimeter größer als der Richter, hatte aber hängende Schultern. Der Richter wandte sich um und sah zu ihm auf. „McGettigan! Na, Sie machen doch wohl keine Scherereien?“ sagte er. „Nein, Sir. Aber es steht schlimm zur Zeit... Na ja, Sie wissen ja, wie das so ist. Wenn ich nur das Geld für eine Bettstelle hätte...“ sagte McGettigan und fuhr sich mit der Hand über das stoppelige

Kinn. „Ich geb’ Ihnen keinen aus“, schnauzte der Richter ihn an. „Mann, das ist doch die Ursache all Ihrer Schwierigkeiten. Sie sehen ja furchtbar aus. Wie lange haben Sie denn schon nichts mehr gegessen?“ „Es ist nicht das Essen, Euer Gnaden...“ hob McGettigan an doch der Richter unterbrach ihn, indem er ihm eine Fleischpastete bestellte. McGettigan nahm sie, Dankesworte murmelnd, entgegen und ging wieder an seinen Platz. „Fröhliche Weihnachten“, rief ihm der Richter quer durch die Bar nach. In diesem Augenblick tauchte Strannix hinter der Theke auf. Er war ein hünenhafter, muskulöser Mann, der seine Ärmel bis zu den Bizeps aufgekrempt hatte und mit einem lauten südlichen Akzent sprach. Als er McGettigan erspähte, lehnte er sich über den Tresen und fauchte ihn an: „Du dürres Gestell! Hab’ ich dir nicht gesagt, wenn ich dich nochmal erwische...“ „Mr. Strannix“, rief der Richter vom anderen Ende der Theke. Als Strannix auf den Lattenrosten auf den Richter zuing, verzog sich sein giftiges Gesicht zu einem Lächeln. „Nun, Richter, was kann ich für Sie tun?“ fragte er. Der Richter war bereits wieder zum Vertreter seines Standes geworden. „Lassen Sie ihn in Frieden“, sagte er. „Den Menschen ein Wohlgefallen und all das.“ Er lachte lärmend und zwinkerte in McGettigans Richtung. Strannix füllte das Glas des Richters und harrete mit starrem Lächeln auf ein Geld. Um vier Uhr traf der Wagen des Richters ein, und unter vielem Händeschütteln und Schulterklopfen verließ dieser das Lokal. McGettigan wußte, seine Zeit war gekommen. Strannix sah ihn stirnrunzelnd an und beorderte ihn mit einer verächtlichen Gebärde seines dicken Daumens hinaus. „Hughie hat eine Tüte für mich“, sagte McGettigan herausfordernd. „...und ich hab’ sie schon bezahlt!“ fügte er hinzu, bevor Strannix danach fragen konnte. Strannix griff nach der Papiertüte, kam um die Theke herum, drückte sie McGettigan in den Arm und beförderte ihn entschlossen zur Tür

hinaus. Als diese zufiel, rief McGettigan: „Ich hoffe, das wird dein letztes Weihnachtsfest gewesen sein!“ Die Tür öffnete sich erneut, und Strannix steckte sein feistes Gesicht heraus. „Sieh dich vor, oder ich kassiere die Miete ein“, knurrte er. McGettigan spuckte auf den Bürgersteig, gerade laut genug, daß Strannix es hören konnte. Es fing an zu regnen, und der düstere Himmel schien das Eintreffen der Nacht beschleunigen zu wollen. McGettigan umklammerte die mitgenommenen Getränke mit der Armbeuge. Seine ungeschützte Hand wurde steif vor Kälte. Dann wurde er gewahr, daß sich die Flaschen in der Tüte sonderbar anfühlten. Irgend etwas darin war dreieckig. Eine ihm unvertraute Form. Unter der nächsten Straßenlaterne hielt er an und öffnete die Tüte. Er sah eine dreieckige Flasche Whiskey. Und er sah eine Flasche Wodka, zwei Flaschen Gin, eine Flasche Brandy und etwas, das aussah wie Tonic. Er nahm die Beine in die Hand und rannte, so schnell er konnte. Er war in schlechter Verfassung: beim Atmen rasselte es in seiner Kehle, seine Stiefel waren bleiern, und sein Herz schlug ihm bis zum Hals. Im Rennen sprach er ein Stoßgebet, daß sie ihn nicht einholten. Als er sein Zimmer erreicht hatte, setzte er die Tüte vorsichtig auf dem Sofa ab, verriegelte die Tür und lehnte sich hechelnd und keuchend dagegen. Als er wieder zu Atem gekommen war, suchte er im letzten verbleibenden Tageslicht den Hof nach Nägeln ab, die er in einer Büchse wußte. Die Nägel trieb er mit wilden Beilschlägen durch die Tür in den Pfosten. Danach schob er das Sofa gegen die Tür und blickte sich im Zimmer um. Sonst ließ sich nichts weiter verrücken. Mit dem Rücken zur Wand ließ er sich neben dem Fenster auf dem Boden nieder und reihte die Flaschen vor sich auf. Beim Herausnehmen klangen sie hell wie volles Glockengeläut. Schweigend harrete er auf Strannix. Innerhalb weniger Minuten kamen dieser und Richter Boucher auch schon das Treppenhaus hochgestampft. Sie trommelten gegen die Tür und riefen seinen Namen. Strannix schrie: „McGettigan, wir wissen, daß du da drin bist. Wenn du nicht rauskommst, bring’ ich dich um!“ Der Richter versuchte ihm gut zuzureden: „Ich hab’ dir doch eine Fleischpastete gekauft, McGettigan.“ Seine Stimme hörte sich ernstlich gekränkt an. Doch Strannix über-tönte seine Stimme. „McGettigan, ich weiß, du kannst mich hören. Wenn du nicht mit der Tüte herausrückst, werde ich dich exmittieren lassen.“ Es trat Stille ein. Vor der Tür beratschlagte man flüsternd. Dann schrie Strannix wieder: „Exmittieren heißt auf die Stra-

ße setzen, du hirnloses Gestell!“ Nach weiterem Fäustegetrommel-zogen sie ab, ihr Geschrei und ihre Fußtritte verhallten allmählich. McGettigan lachte, wie er seit Jahren nicht mehr gelacht hatte mit zurückgeworfenem Kopf. Mit den Flaschen, die vor ihm standen, spielte er Ene mene muh – der Whiskey gewann. Er fand, daß das klickende Geräusch des aufbrechenden Metallsiegels viel schöner klang als das Knallen eines Korkpfropfens. Er quälte sich damit, daß er nicht gleich trank, sondern erst einmal aufstand und zur Feier des Tages ein Schillingstück in die Gasuhr steckte, um das Heizgerät in Gang zu setzen. Die weißen Schamotteteile waren abgebrochen und auf den Boden gefallen. Das Feuer zischte laut, weil es so lange nicht angezündet worden war. McGettigan sprang zurück und musste lachen. Dann zog er das Sofa vor das Heizgerät und strampelte sich die Stiefel von den Füßen. Aus den Löchern in seinen Socken lugten weiß seine Zehen hervor, und von seinen Füßen stieg Dampf auf. Die Straßenlaterne vor dem vorhanglosen Fenster warf ein Rechteck aus Licht auf den Boden. Im Schein der Gasflammen erglänzte rotgolden der Whiskey. Er führte die Flasche zum Mund und trank. Die Hitze, die aus seinem Innern stieg, vereinte sich mit der Wärme seiner Füße zu einer Atmosphäre des Wohlbehagens. Wieder und wieder setzte er die Flasche an die Lippen, und jedesmal, wenn er sie wieder absetzte, lauschte er der glucksenden Musik der zurückschwappenden Flüssigkeit. Bald verwandelte sich das Fenster in einen funkelnden Diamanten, und er fragte sich, ob, was da im Lichtkranz der Laterne wehte, ein Silberregen war oder der Schnee der Christnacht. Knabenchöre stimmten Weihnachtslieder an. McGettigan summte mit und dirigierte sie gemächlich mit der freien Hand. Der Raum erblühte im Dezemberdunkel.

*Aus: Bernard MacLaverty: Geheimnisse und andere Erzählungen. Diogenes 1992. Aus dem Englischen von Hans-Christian Oeser. Abdruck mit freundlicher Genehmigung.*

*„Zärtlich, ehrlich, aufwühlend und sehr oft erheiternd erforschen MacLavertys Geschichten die Gründe und Abgründe menschlicher Freuden und Leiden. Sie erzählen feinsinnig und mit viel Sinn für Humor von den typischen, den außergewöhnlichen und den einmaligen Momenten im Leben. „MacLavertys Geschichten erzählen von alltäglichen, immer wieder vergebliehen Anstren-*

*gungen seiner Figuren, nicht alleine zu bleiben. Dabei entwickelt der Autor eine gänzlich unsentimentale Zärtlichkeit gegenüber seinen scheiternden Helden, die auf einem kleinen, gefährdeten Rest von Utopie beharren und sich tapfer die eigene Verwundbarkeit leisten. Je nüchterner er davon berichtet, desto intensiver wird die emotionale Qualität seiner Sprache; auch darauf beruht der Reiz dieser Erzählungen.“*

*H.G. Pflaum/Süddeutsche Zeitung, München*



## Ulrich Straeter Des Teufels Punschglas

Wir erinnern uns an Killarney. Killarney, die schöne Stadt, besungen in vielen Liedern und Gedichten.

“Killarney has been the inspiration of poets and painters down through the centuries and its beauty has been described in many words. Heavens Reflex, Beauty’s Home, Eden of the West. What more can be said about this paradise, where angels fold their wings and rest.” Der Killarney Advertiser schwelgte in den höchsten Tönen. Wo Engel ihre Flügel falten und bleiben um auszuruhen. Eine Stadt, die Dichter und Maler beflügelt. Killarney, wo es im Advertiser neunmalige Anzeigen mit demselben Text gab, so genannte Novenas, wohl in Anlehnung an bestimmte Andachten zur neunten Stunde, in der nach der Legende Christus am Kreuz starb, an immer wiederkehrende Gebete. Schwülstige Anrufe der Jungfrau Maria: Fruitful Vine, Splendour of Heaven, Star of the Sea, Queen of the Earth, o Holy Mary! Manche Anrufe klangen wie Schiffsnamen. Maria, die zur Unfehlbaren Erklärte, die immer noch Jungfrau ist, allen wissenschaftlichen Erkenntnissen zum Trotz, never known to fail, sie soll helfen, irgend jemandem, der nicht genannt wird, der gefehlt hat, oder sich vor einem Examen fürchtet. Thank you for favours received. Oh, Dank für die Gunst, die wohl schon gewährt wurde. Das Examen hat geklappt, dank Holy Mary vielleicht sogar mit sehr gut, auch die Anzeigenabteilung des Advertiser ist höchst zufrieden.

Wir werfen einen Blick zurück. Wo Engel ihre Flügel falten, kann der Teufel nicht weit sein.

Schon am Beginn des Aufstieges zum Mangerton Mountain genießt man den Blick auf das Massiv des Purple Mountain und die Seen von Killarney.

Solch eine Behauptung aus Reiseführern bedurfte der Überprüfung. Der Mount Mangerton bei Killarney (2.756 Fuß oder 841 Meter Höhe) wartete auf uns. Oder auch nicht. Jedenfalls war er da, auch wenn man ihn nicht sah, weil er sich zuweilen in Nebel hüllte. Mit dem Berg wartete auch das Punschglas des Teufels, the Devils Punch Bowl, auf unvorsichtige Kletterer. Die Räder trugen uns die angekündigten vier Kilometer bis zum Abzweig zur Nordflanke des Berges. Sie trugen uns auch noch die nicht angekündigten sechs Kilometer Nebenstrecke bis zum Anfang des Fußwandersteiges.

Berausende Aussichten waren versprochen. Nach den ersten zweihundert Metern Höhe über Steine und Geröll, durch Gebüsch und sumpfige Wiesen erhaschten wir soeben noch einen Blick auf den glitzernden Lough Leane, dann hatten wir die Wolkengrenze erreicht. Dichter weißer Nebel umhüllte uns. Ob es diesen Berg überhaupt gab? Nichts war mehr sicher. Ob der Teufel nicht längst, nachdem er ausgiebig am Punsch genippt hatte, die Wegmarken ausgetauscht, verstellt oder gar versteckt hatte? Und was sollte das mit dem Punch Bowl? Was heißt punch eigentlich? Punsch natürlich, das ist klar. Aber es heißt auch Faustschlag, Locher, Lochzange. Oder sogar Kasperle und Hanswurst. Es war also noch nicht raus, wer hier wen vielleicht zum Hanswurst machte. Die pyramidenförmigen Steinhäufchen, Steinmänner genannt, die als Wegmarken dienen sollten; die Gatter, die verrosteten alten Zaunpfähle; die Pferde- und Eselspfade, auf denen sie früher schon die Touristen zum Gipfel geschaukelt hatten: ob das alles stimmte? Und die Ebene, in mittlerer Höhe, auf der eine für Irland siegreiche Schlacht getobt haben sollte? Hier oben eine Schlacht? Unwahrscheinlich, und siegreich für Irland? Noch unwahrscheinlicher! Nebelschwaden zogen hinauf, schneller als wir bei dem warmen Wetter. Wir waren schweißgebadet. Der Teufel sollte das Punschglas holen, aber auch das ging nicht, er hatte es schon.

Dann nimmt das Gelände sich zurück. So stand es im Reiseführer. Das Gelände nahm sich zurück! Eine Zeitlang ging der Weg fast eben weiter, wir brauchten nicht auf ihn zu achten, hätten uns ganz

den berausenden Aussichten widmen können. Wenn uns der Teufel den siebten Sinn und den Durchblick durch die Wolken verschafft hätte, hätten wir sicher den Nordgipfel des Mangerton vor uns aufragen sehen können, rechterhand die kahlen Höhen der Macgillycuddys Reeks, des höchsten Gebirgszuges Irlands. Und wenn man zurückschaute, tief unter uns, wären die in dunkles Grün eingebetteten Wasserflächen des Lough Leane und des Upper Lakes zu sehen gewesen; linkerhand, nach Osten zu, ein kleinerer See. Und weit, weit in der Ferne, die Berge der Halbinsel Dingle, wo das Wetter gekocht wird.

Weiß der Teufel, ob wir einen der Steinmänner übersehen hatten, oder ob wir schon längst auf der falschen Fährte waren, jedenfalls hatten wir den Weg verloren. Durch das grobe Geröll eines trocken-gefallenen Baches stolperten wir weiter nach oben. Nach oben war auf jeden Fall richtig.

„Nicht, dass wir auf dem Glenflesk landen“, warnte Ilse.

„Auf so einem Winzling? Der hat doch fünfhundert Fuß weniger, niemals!“ keuchte ich, die durchweichte Wanderkarte in der Hand.

„Da, ein Steinmännchen!“ Aus dem Nebel tauchten die Reste einer Wegmarke auf. Gerettet. Um uns dichte Wolken. Dann hörten wir es leise rauschen. Das musste der Abfluss des Gipfelsees sein! Nach zweihundert Metern über einen sumpfigen Wiesenpfad erreichten wir einen kleinen Wasserlauf. Von einem See war nichts zu sehen. Langsam tasteten wir uns am Wasserlauf entlang – plötzlich erblickten wir schwach die Umrisse eines Ufers, weiter ging es nicht. Der See, des Teufels Punschglas, lag vor uns. Das andere Ufer war nicht zu sehen. Wir hockten uns auf einen der umher liegenden Felsen und packten, allen Teufeln zum Trotz, unseren Proviant aus. Um uns dichte Wolken.

„Nicht gerade der beste Tag für eine Erstbesteigung“, bemerkte Ilse gerade, als uns ein Geräusch aufschreckte. Ein Schaben, ein Rascheln, wie Schritte. The Devil? Schnell drehten wir uns um. Nein, nicht der Teufel war es, erschrockener als wir glotzte uns ein Schaf an.

„Einen Schluck zu trinken“, bat ich.

Ilse reichte mir die Flasche.

Das Schaf flüchtete. Und dann hatte der Berggeist, die Wettergöttin oder wer auch immer, ein Einsehen; unmerklich fast, nach und nach

hob sich die Wolkendecke. Ein Ahnen von Sonne durchdrang den Nebel, einzelne Fetzen wehten über den sichtbar werdenden See, auf einmal tauchten uns gegenüber am anderen Ufer Berghänge auf. Innerhalb einer halben Stunde saßen wir im grellen Sonnenschein, vor uns spiegelten sich die umliegenden Hänge im kristallklaren Wasser des Bergsees, der wie ein Kratersee geformt ist, weshalb man den Mangerton lange Zeit für einen erloschenen Vulkan hielt. Doch das Seebecken, Relikt eines kleinen Gletschers, stammt aus der Eiszeit. Und ganz unten versteckt sich noch Eiswasser, original Eiszeitwasser, in dem die Schwester von Nessie hockt, denn Nessies mögen Eiswasser, deshalb tauchen sie so selten auf...

Nun lag das Punschglas des Teufels ganz vor uns, ungefähr dreihundert Meter lang, einhundert Meter breit. Und sehr tief. Grundlos tief, wie einige ältere Iren aus Killarney wissen. Denn als damals zwei Freunde hier badeten, tauchte der eine irgendwann nicht wieder auf. Alle Suchaktionen blieben erfolglos. Als man genug Messen für den armen Ertrunkenen gelesen hatte, der Vorfall schon fast vergessen war, erhielt der Freund eine Postkarte aus Australien.

„Mir geht es gut“, schrieb der junge Mann, „es wäre nur schön, wenn ihr mir trockene Kleider schicken könntet.“

Immerhin wurde hier bereits die Kugelgestalt der Erde akzeptiert und nahezu bewiesen. Noch nicht wissenschaftlich gesichert war das Phänomen der Fruchtbarkeit. Frauen, hieß es, deren Kinderwunsch unerfüllt geblieben war, mussten an hellen Vollmondnächten des Mai im Teufelswasser baden, allein oder zu mehreren – am besten auch mit Männern, ist man geneigt hinzuzufügen –, dann würde ihr Wunsch sicherlich in Erfüllung gehen. Es gab Leute, die Leute kannten, die neben Leuten wohnten, bei denen das fruchtbare Wasser des Teufelspunches die entsprechende Wirkung gehabt haben sollte. Fallbeispiele genug also für Naturwissenschaftler aus Dublin.

Ruhig lag der See in der Sonne, spiegelglatt. Nein, hier ging es irisch gesittet zu, da hatte der Teufel nicht aufgepasst: Ein Land, in dem immer noch der Schnaps in Tüten gewickelt wird! Ein Land, in dem um zehn Uhr abends in manchen pubs weiterhin die Vorhänge zugezogen werden, damit niemand dem Säufern beim Saufen zusehen muss. In Wirklichkeit, behauptet die Sage, trinken die Irinnen nur vom Wasser des Sees, um fruchtbar zu werden. Doch ganz so verschlafen scheint der Teufel nicht mehr zu sein, denn allen Bi-

schöfen zum Trotz hatten wir häufig eins der verteuflten Kondome am Straßenrand oder auf Parkplätzen liegen sehen.

Beim Abstieg war dann alles so wie im Reiseführer beschrieben, sogar die Bucht von Castlemaine war zu sehen und die Slieve Mish Mountains am Anfang der Dingle Halbinsel, über die wir uns bei Regen und Nebel mit den Rädern gequält hatten. Jetzt lag alles im heitersten Sonnenschein. Wir stiegen durch Heide, die zu blühen begann, durch Gräser, Torf und Farn, durch ausgeblühte Ginsterbüsche, über steinige, ausgetrocknete Bachbetten und morastige Grassoden, begleitet von den Rufen der Lerchen und dem Brummen von Hummeln, die auf uns prallten. Und bei einer Pause am Fuß des Berges, wo Ilse ein Bild malte, zerstachen uns die Mücken. Das war unser Croagh Patrick!

*Aus: Ulrich Straeter: „In Irland“ – Reiseerzählungen, Illustrationen Ilse Straeter, Nachwort Jürgen Lodemann, ARKA Verlag Essen, 2008, ISBN 978-3-929219-27-2, 350 Seiten, 19,80 Euro*

### Zum Buch

Es ist schon lange her, da rieten Freunde dem Autor, er müsse mal dorthin, nach Irland. Er könne doch nicht immer nach Frankreich fahren. Doch, könne er, hatte der Autor geantwortet.

Dennoch: Irland ist ein eigenwilliges Land. Ob es nun an Heinrich Böll lag oder am Guinness oder an der irischen Musik: irgendwann, es ist schon lange her, fuhren Autor und Malerin mit einem alten VW-Bus zum ersten Mal auf diese Insel, dort oben links außen auf der Europakarte. Es war nicht das letzte Mal. Später trauten sie sich sogar mit Fahrrad und Zelt dorthin. Denn die Insel übte ihre geheimnisvolle Wirkung aus, sodass nun das zweite Buch über Irland geschrieben werden musste, zusätzlich zu einem Bändchen mit Gedichten. Ein Buch über eigene Erlebnisse, über das Leben, über Träumereien und Fantasien, über Politik und Geschichte. Über Irland und die Iren eben. Ein Buch über vier Reisen und 30 Jahre Irland, mit VW-Bus zu zweit, mit zwei VW-Bussen zu viert und mit Fahrrad und Zelt zu zweit 1.100 Kilometer weit.

### Zum Autor

Ulrich Straeter, geb. 26. Juli 1941 in Dortmund, gelernter Dipl.-Finanzwirt, gab 1981 seinen Beruf als Zollbeamter auf und wurde Autor und Verleger.

Er veröffentlichte zuletzt die Reisebücher *Schottland schaurig schön, Eine Reise von Cornwall zu den Hebriden* und *Bittersüßer Aperitif, Reisenotizen aus Südfrankreich* im ARKA Verlag, Essen; *Bretagne bleue – Reiseerzählungen* und *Wer über das Meer kommt ist ein Dieb – Unterwegs in Sardinien und Korsika* im Horlemann Verlag, Bad Honnef, sowie *Westfälische Dichterstraßen III* im Ardey Verlag, Münster. Außerdem erschien ein Band mit Reisegedichten aus dreißig Jahren: *Steinfinger sticht in Coelinblau, Gedichte*, im ARKA Verlag. Herausgaben zuletzt: *Der Pott kocht. Geschichten zur Criminale 2000*, (mit H.P. Karr & Walter Wehner), *Schmales Blütenblatt aus Meer und Schnee – Streifzüge durch Chile* (mit Angelika Wolf), beide ARKA Verlag, Essen.

Ilse Straeter, geb. 1947 in Bottrop, Grafikdesignerin und Malerin. Gab nach zwanzig Jahren ihren Beruf als Atelierleiterin in einer Werbeagentur auf und machte sich als Künstlerin selbstständig. Zeigte seitdem eine Reihe von Ausstellungen zu den Themen Landschaftsmalerei und Tanz.

Veröffentlichungen u.a.: *unterwegs, Aquarelle im kleinen Format*, sowie *TanzScripton, Bilder vom Tanz*. Zahlreiche Buch-Illustrationen.



# Tierschutz in Irland

**Der Tierschutz hat in Irland einen geringen Stellenwert. Kaum ein anderes Land in Europa hat ein so überaltertes Tierschutzgesetz, es stammt aus dem Jahr 1911 und wurde seitdem nicht grundlegend aktualisiert und verbessert.**

**Somit ist Tierschutz für viele Menschen in Irland ein Fremdwort. Sicherlich gibt es viele tierliebende Menschen, die ihre Tiere artgerecht halten und sich um deren Wohlergehen kümmern. Hauptsächlich aber scheint die Einstellung zu Tieren von deren Nutzen bestimmt zu sein. Für Nutzvieh gibt es Subventionen, Nutzvieh ist wertvoll, Nutzvieh bringt Geld.**

**Irland wurde durch die Wirtschaftskrise schwer getroffen und diese Situation wirkt sich auch auf den Tierschutz negativ aus - Tierschicksale stehen da in absehbarer Zeit nicht auf der Tagesordnung.**

## Kommentar zum irischen Tierschutzgesetz

Ein Überblick über die Geschichte des Tierschutzes zeigt, dass im Jahr 1822 mit Richard Martin ein Ire maßgeblich an der Einführung des weltweit ersten Tierschutzgesetzes beteiligt war. Von zentraler Bedeutung in Irland ist immer noch die Protection of Animal Acts von 1911 und 1965 sowie der Cruelty to Animal Act von 1876.

Das irische Tierschutzgesetz hat in erster Linie einen „Verbote aussprechenden Charakter“ (der deutsche Gesetzgeber bekennt sich ausdrücklich zum ethischen Tierschutz). Im Gegensatz zu Deutschland besteht in Irland kein Schutz der Unversehrtheit oder des Lebens eines Tieres.

Der Gesetzesvollzug geschieht durch die Polizei. Das Töten eines Tieres ist erlaubt, wenn es human geschieht, für bestimmte Eingriffe besteht eine Betäubungspflicht.

Für das Hetzen von Tieren auf Tiere sind in Irland die Bestimmung wenig streng, so ist zum Beispiel die traditionelle Sportart des coursing erlaubt.

In Irland gibt es keinen Tierschutzbeauftragten, pri-

vate Tierschutzorganisationen wirken aktiv auf die Verbesserung der gesetzlichen Tierschutzbestimmungen hin.

Fazit ist: Das von 1911 stammende und noch immer gültige Tierschutzgesetz muss dringend überarbeitet und an den EU-Standard des 21. Jahrhunderts angepasst werden. Auch Irland hat als EU-Land dem Lisabonner Vertrag zugestimmt, in dem Tiere als fühlende Wesen bestätigt werden. Dies sollte die entsprechenden Konsequenzen für Haustiere, Tiere in Dog Pounds und Windhunde haben.

*Quelle:*

*Martin Hinrichsen*



## Hundehaltung in Irland

In schätzungsweise rund 40 Prozent aller irischen Haushalte lebt ein Hund. Doch vielen Hunden geht es schlecht. Denn auch die Beziehung zu Hunden wird oft vom Wert seines Nutzens für seinen Halter bestimmt.

- Jagdhunde, die saisonbedingt 2-3 Monate im Jahr arbeiten
- Working Sheepdogs, Hütehunde wie zum Beispiel die Border Collies
- Greyhounds, die Windhunde, die auf den Rennbahnen „um ihr Leben rennen“.

Egal welcher dieser Kategorie ein Hund angehört – sobald er seinen „Zweck“ nicht mehr erfüllt, er für

seinen Halte keinen wirtschaftlichen Nutzen mehr bringt oder lästig wird, wird er „entsorgt“. Zehntausende werden jährlich ausgesetzt, getötet oder in einem „Dog Pound“ abgegeben. Dies sind Tier-Aufnahmestätten, in denen der ungeliebte Hund abgegeben werden kann, damit er auf Staatskosten eingeschläfert wird. Auch Streunerhunde werden dort eingeliefert und nach 5 Tagen, wenn sie nicht vermittelt oder durch ihre Halter aufgefunden werden, getötet. Viele Collies oder Windhunde erleben nicht einmal diese 5-Tagesfrist, weil Hunde dieser Rassen in Ir-



land als unvermittelbar gelten. Die Dog Pounds arbeiten seit einigen Jahren aktiver mit privaten Tierheimen zusammen, die Tiere nicht einschläfern sondern weitervermit-

teln. Ein solches Tierheim betreiben die „Friends of Animals“. Der eingetragene irische Verein hat es sich zur Aufgabe gemacht, möglichst viele Tiere aus qualvoller Haltung zu befreien und vor dem Tod zu retten.

Ein großes Problem in diesem Zusammenhang ist, dass Irland als einziges EU-Land die sogenannten Puppy-Farms gestattet, in denen Farmer massenweise Welpen produzieren. Farmersfrauen werden ermuntert, Hunde zu züchten, (die ohne jegliche veterinär-medizinische Behandlung in Scheunen aufwachsen) um das Familieneinkommen aufzustocken.

Die Situation ist kaum in den Griff zu bekommen. Trotz vereinter Bemühungen der irischen Tierschutzgruppen zusammen mit dem Haustierarzt-Verband VICAS, die groß angelegte Kampagnen zum Kastrieren von Hunden unternommen haben, ist von diesem Angebot kaum Gebrauch gemacht worden; landesweit haben keine 2.000 Halter an der Kampagne (Spayweek) teilgenommen.

*Quelle:*

*Beatrix Urban: Die Situation in Irland, www.ihin.de*

## Das Drama der Windhunde

Windhundrennen haben in Irland eine lange Tradition. Die Greyhounds müssen Rennen gewinnen, um Milliarden schwere Wettumsätze einzubringen. Sie werden in industrieller Massentierhaltung, die man auf keinen Fall als artgerecht bezeichnen kann, nur für diesen Zweck gezüchtet bzw. „produziert“. Erweisen sich Welpen als untauglich, werden sie „entsorgt“.

Die Haltung von Greyhounds ist trotz strenger Vorschriften katastrophal. Oft werden die Tiere zu zweit in engen Käfige gehalten, Licht, Luft und Bewegung sind Mangelware, Rückzugsmöglichkeiten gibt es nicht. Sie tragen Maulkörbe, um sich und ihre „Mitgefangenen“ nicht zu verletzen. Viele Hunde zeigen



Stresssymptome wie in den Hygienestandards Kennel (Zwinger) bekannten „nackten Hintern“, haben ungepflegte Krallen, schlechte Zähne aufgrund mangelhafter Ernährung und Druckstellen durch Maulkörbe. Die Boxen sind voll mit Exkrementen und, den von Natur aus sehr sauberen Greyhounds, bleiben nur kleine Ecken mit Zeitungsschnipseln, um sich zurückzuziehen.

Auch Training und Rennen stellen häufig eine Form der Gewalt gegen die Hunde dar. Die Hunde werden oft viel zu früh antrainiert und verschleifen entsprechend schnell. Ermüdungsfrakturen, Sehnenverletzungen, Arthrosen, Herz-Kreislaufprobleme und

## Ärzte für Tiere e.V. – Europäisches Netzwerk

Holsteiner Straße 21  
90427 Nürnberg  
Tel.: +49(0)911 7806746  
Fax: +49(0)3212 1014147  
info@aerztefuertiere.de  
www.aerztefuertiere.de

Der Verein ist als gemeinnützig anerkannt,  
daher sind Ihre Spenden steuerfrei.

*Dank an die Autoren in Irland:  
Beatrix Urban; [www.ihin.de](http://www.ihin.de)  
Dorothee Meinhardt;  
[www.tieroase-birkenschold.de](http://www.tieroase-birkenschold.de)  
Martin Hinrichsen*

Stresserkrankungen sind verbreitet. Um Rennen zu gewinnen, werden die Hunde von besonders gewissenlosen Besitzern sogar mit Kokain und Amphetamin gedopt.

Mit maximal 5 Jahren haben sie ihren Leistungszenit überschritten und sollten eigentlich von ihren Trainern und Besitzern

„in Rente“ gehen dürfen. Doch stattdessen werden sie oft von ihren Besitzern getötet, um die 3000 Pfund einzusparen, die es jährlich kostet, ihnen einen Ruhestand zu ermöglichen.

### Quellen:

Beatrix Urban: *Die Situation in Irland*, [www.ihin.de](http://www.ihin.de).  
Greyhounds „doped with cocains“, by Johnny Caldwell, *BBC News*, 0.10.2007,  
[www.greyhoundprotection.de](http://www.greyhoundprotection.de)



Da die irische Greyhound-Rennindustrie zur Hälfte in Staatsbesitz ist und durch die Regierung finanziert wird, unterliegt sie dem „Freedom of Information Act“ (FOI), einem Gesetz, das Informationsfreiheit garantiert, und von jedem in Anspruch genommen werden kann. Auf Anfrage beim irischen Dachverband Irish Greyhound Board gab es 4.318 Würfe im Jahr 2006, was nach dem statistischen Mittel von acht Welpen, eine Gesamtzahl von 35.544 Welpen ergeben würde. Der Versuch, den Verbleib dieser Hunde nachzuweisen, zeigte alarmierende Ergebnisse: Laut Irish Greyhound Board wurden lediglich 23.618 Hunde ohrmarkiert. Die Tätowierung der Hunde erfolgt ca. 16 Wochen nach der Geburt und ist die erste bürokratische Erfassung eines zukünftigen Rennhundes. Noch dramatischer ist, dass nur 20.916 Hunde in der folgenden Saison ihre Identity Card bekommen haben, ihr Rennbuch, das sie ab dem 15. Lebensmonat für eine Rennkarriere offiziell registriert und qualifiziert. Der Verbleib von 13.628 Hunden aus dem Zuchtjahr 2006 ist somit ungeklärt. Es ist davon auszugehen, dass sie bereits im Welpenalter getötet wurden, da sie nicht den nötigen Hetztrieb aufwiesen oder als zu langsam galten.

Die halbstaatliche irische Rennindustrie erhält verschiedenste EU-Subventionen und Finanzhilfen für Greyhound-Zucht und -Training, z.B. über das Farms Diversification Scheme, was eine Produktivitätssteigerung der Agrarbetriebe in Irland durch Diversifizierung herbeiführen soll.

### Link zum Originalbericht in Englisch:

<http://www.greytextploitations.com/>  
Quelle: *In Irland gezüchtete Greyhounds 2006 und 2007 (Text aus dem Englischen übersetzt von Dorothee Reinhardt [www.tieroase-birkenschold.de](http://www.tieroase-birkenschold.de))*



Langjährige LeserInnen des Irland Journals erinnern sich vielleicht an unseren Artikel „Sklavenmarkt der Sprinter“ den wir anlässlich der katastrophalen Situation der irischen Greyhounds in Heft 4/1997 veröffentlichten. Wir fragten uns immer mal wieder, was hat sich in den letzten Jahren getan? Ist die Situation besser geworden? Sie ist es nicht. —

Und dann erhielten wir das Septemberheft 2013 mit Schwerpunkt Irland des deutschen Tierschutzvereins Pro Animale e. V., der sich seit 15 Jahren um verwahrloste Tiere aller Art kümmert, in Irland, Deutschland und anderen europäischen Ländern.

Einige Seiten dieses Heftes möchten wir, mit freundlicher Genehmigung des Vereins, auszugsweise abdrucken und wer weiß, vielleicht hat ja der eine oder andere unserer Leser noch einen Platz auf dem Sofa frei?

## Die Misere der Windhunde

Im nächsten Jahr werden es 20 Jahre seit unserem ersten Aufbruch nach Irland. 1994 – zu einer Zeit, als das Wissen um die Greyhound-Misere in die öffentlichen europäischen Medien überschwappte und spotlightartig empörte; 4 Jahre später tauchten dann die zum Himmel schreienden Fotos von erhängten spanischen Galgos auf, die bis heute zahlreiche Tierschutzinitiativen ins Leben riefen, um Galgos hierzulande zu vermitteln. Unser Aufstehen für Galgos entstand 2008, als ich selbst in der Nähe von Madrid auf einem solchen Galgen-Feld den Überresten dieser hingerichteten Hunde gegenüberstand – und wenn ich soeben aufschaue, fällt mein Blick auf den Schädel eines solchen Windhundes, den ich damals aufhob und mitnahm und der mich bis heute fragen lässt: wie magst Du ausgesehen haben... wie alt warst Du, als man Dich zur Hinrichtung schleifte...

Galgos begleiten bis heute unser Pro Animale-Leben.

Es ist tatsächlich leichter für diese sanften und zierlichen Windhunde ein entsprechendes Zuhause zu finden, leichter als für den irischen Greyhound, der meist größer, muskulöser, auf Konkurrenz getrimmter und eher zurückhaltend daherkommt. Dies ist zwar etwas verallgemeinernd gesprochen aber deutet durchaus auf den Unterschied der beiden Rassen hin.

Die Beliebtheit der Galgos im Adoptionsgeschehen ist groß – die für Greys hält sich in Grenzen. Vielleicht ist dies der Grund, warum Pro Animale in Irland und nicht in Spanien seßhaft wurde, um eine Rettungsstation für „Loser“ aufzubauen. Der Weg in einen Dog-Pound lohnt sich immer – nicht nur für unsere Greys, sondern auch für jede verlassene Hundeseele, die wir mit uns nehmen!



Ähnlich den Dog-Pounds gibt es sogenannte Horse-Pounds unter staatlicher Führung in Irland. Dorthin werden umherirrende Pferde gebracht – und freilich auch getötet ... außer, der Eigentümer des Tieres ist bereit, eine beträchtliche Strafe zu zahlen (was selten genug vorkommt) ...oder aber, Tierfreunde haben die Möglichkeit, Beherbergung für eines der Pferde zu offerieren. Aufgrund der Finanzkrise, die eben auch Irland beutelt, geschehen solche Samariter-Dienste leider ebenfalls sehr selten.

### Unsere „Lifeline for Irish Horses“ – ihre Niederbrüche

Wie immer sind die Wege an die „Kriegsschauplätze“ des Geschehens auch mit Niederbrüchen gepflastert.

Nicht wenige Kämpfe um das Überleben bereits Geretteter habe wir verlieren müssen – die Wunden waren zu tief geschlagen ... So für ein braunes Stütlein, das wir völlig entkräftet aus dem Moor trugen. Trotz all unserer Versuche konnte sie nicht überleben.

Am 16. März 2013 starb sie – nach nur einem Tag in unserer Obhut mit ein paar Hälmchen Heu zwischen den Lippen ...

Wir haben sie Unforgettable genannt.

Merrymaid haben wir am 19. März 2013, zusammen mit Morning Star und Evening Star, aus dem Horse-Pound übernommen. Sie war hochschwanger und vollkommen am Ende ihrer Kräfte. Auch sie starb trotz unserer verzweifelten Bemühungen an der Frühgeburt ihres Fohlens

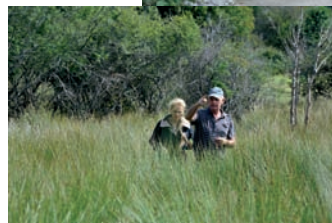
Nach wie vor ist die „Lifeline for Irish Horses“ der Tierschutz-Stiftung Fellenberg Schweiz die größte Rettungsstation für ausgesetzte und der Verelendung preisgegebenen Pferde in Irland.

Gemeinsam mit Eamonn O’Grady, dem Manager der „Lifeline for Irish Horses“ durchquere ich das 50 ha große Areal der Fellenberg Foundation Ireland Ltd. Es ist Eamonn – dank eines aufwendigen Bodenkultivierungsprogramms, eines natürlichen Drainagesystems und einer disziplinierten Wechsel-Weidewirtschaft gelungen, das Land zu besser Güte für unsere Pferde zu präparieren.

Eine ökologisch einwandfreie Kompostierung solcher Mengen an Pferdemist ist nicht einfach. Hier sehen Sie unsere Kompostiermaschine im Einsatz an den Mieten. Andrew Seal – ein Spezialist aus England für ökologische Klärseen, welcher bereits unseren Klärsee für „Avalon“ installiert hat, bearbeitet gerade die Möglichkeit der Aufbereitung unseres Pferdemistes ebenfalls mittels Klärseen.

Der Schutz unserer Tiere hat oberste Priorität ...

Das war für mich als Techniker der Aufruf, ein Alarmsystem zu produzieren, um den Schutz der Pferde nach den Übergriffen der Travellers sicher zu stellen. Erschwerend allerdings kam im Lauf der letzten Monate hinzu, dass die sogenannten Traveller skrupellos und ohne jede Scheu zahlreich meist nachts bewaffnet in „Avalon“ auftauchten, um Pferde zu entführen.



## Erste Reise nach Irland

Wie Sie alle wissen, existiert seit über 15 Jahre ein jährliches Rendez-vous zu unseren nordpolnischen Stationen an Pfingsten. Nicht selten wurde der Wunsch geäußert, gemeinsam unsere Stationen in Irland aufzusuchen. Keine Strapazen wurden gescheut, dies in die Tat umzusetzen – selbst aus Luxemburg kamen Pro Animale Freunde angereist, um sich am Meeting Point des Frankfurter Flughafens einzufinden. So sollte die Koordination dieser Reise nicht wenig von uns hier im Büro Schweinfurt – aber auch von den Teilnehmern selbst abverlangen. Die Ankunft in der jeweiligen Unterkunft in Irland fiel in die frühen Morgenstunden des folgenden Tages. Selbstverständlich waren wir bemüht, diese „Exkursion“ so kostengünstig wie irgend möglich zu planen.

## Impressionen unserer 1. gemeinsamen Irland-Reise, vom 8. bis 13. August 2013:



## Anmerkungen / PS

- Abdruck mit freundlicher Genehmigung von Pro Animale e. V.
- Der Kameramann Burkard Graf dokumentierte filmisch die Begegnungen zwischen unseren Freunden und unseren Tieren – diese Aufnahmen sollen allen Interessierten, die nicht an dieser Reise partizipieren konnten, die Impressionen direkt nachvollziehbar machen.
- Der Verein: Pro Animale für Tiere in Not e. V. ist ein gemeinnütziger Verein, der sich seit 1985 im In- und Ausland für den Tierschutz einsetzt. Das irische Tierheim „Avalon“ wurde 1995 als Rettungs- und Quarantänestation gegründet und drei Jahre später, 1998, als bis heute einziges Tierheim für Greyhounds aufgebaut. Inzwischen leben dort nicht nur gerettete (Wind)hunde, sondern auch Pferde, Esel, Ziegen und andere Tiere.
- Der Verein ist dringend auf Spenden oder tatkräftige Mithilfe angewiesen, gerne können auch Patenschaften übernommen oder die sogenannten Sterntaler gespendet werden, mit denen der Unterhalt der Tiere vor allem langfristig gesichert wird. Ein Besuch der Tierherbergen ist nach Absprache jederzeit möglich.



- Das Sonderheft von Pro Animale mit Schwerpunkt Tierschutz in Irland/Avalon steht auf der Website von Pro Animale als kostenloser DOWNLOAD zur Verfügung. Die DVD mit der Reise-Dokumentation wird voraussichtlich Anfang 2014 bei Pro Animale erhältlich sein. Informationen zur Reise gibt es demnächst bei Gaeltacht Irland Reisen, im *irland journal* und bei Pro Animale.
- Service für *irland journal* LeserInnen: von den 40 Exemplaren dieser erwähnten Septemberausgabe des TROPFEN versenden wir genau 39 Stück, und zwar an jeden, der uns einen frankierten (mit 1,45 Euro) wie adressierten A4-Umschlag zusendet!  
**irland journal**, Redaktion, Niederfeldweg 5, 47447 Moers

Der Verein plant im nächsten Jahr (Mai und September) zwei oder eine Besuchsreisen zu **Avalon**. Das liegt im Drei-Country-Eck von Galway, Clare und Tipperary, im kleinen Örtchen **Flesk/Woodford** – und ist schwer auf Google zu finden! Die nächst größere Stadt ist Nenagh. Weitere Infos auf der Website von Pro Animale e. V.: [http://www.pro-animale.de/seiten/pa\\_irland\\_avalon.html](http://www.pro-animale.de/seiten/pa_irland_avalon.html)

Die Fahrt soll vor allem zur Tierherberge führen, aber nicht 100% politikfrei sein. Ausflüge in den Burren und anderswohin sind inbegriffen.

Geplanter Zeitraum: ca. 25.5.-31.5.014 und 29.9.-4.10.2014.  
Preis: zwischen 600 und 700 Euro.

Es freut uns, daß Pro Animale diese Projekt zusammen mit dem EBZ Irland durchführen möchte.

Teilnehmen können Mitglieder des Vereins, Tierpaten **aber auch alle anderen Interessierten**.

Interessebekundungen sind bei beiden möglich:

**Pro Animale e.V.**

Im 1. Wehr 1

97424 Schweinfurth

[proanimale-sw@t-online.de](mailto:proanimale-sw@t-online.de)

oder bei uns:



**Europäisches Bildungs- und Begegnungszentrum (EBZ) Irland**  
**Gaeltacht Irland Reisen** (Geschäftsstelle)  
**Spezial-Reisebüro und Reiseveranstalter für Irland – seit 1983**

Schwarzer Weg 25 47447 Moers

Telefon: 02841-930 123

Fax: 02841-30665

E-Mail: [gruppen@gaeltacht.de](mailto:gruppen@gaeltacht.de)

Web: [www.gaeltacht.de](http://www.gaeltacht.de) ([www.ebzirland.de](http://www.ebzirland.de))

(HR Klevé: A2081 - USt-ID: DE 120 302 102)